

⁶ Siehe K. Lehmann/W. Pannenberg (Hg.), *Lehrverurteilungen - kirchentrennend?* Freiburg i.Br./Göttingen (2) 1986, vor allem 35-75.

⁷ Siehe im einzelnen: H. Meyer, *Ökumenische Zielvorstellungen*, Göttingen 1996; P. Neuner, *Vor dem Ende der Konsensökumene?*, in: J. Brosseder (Hg.), *Von der Verwerfung zur Versöhnung*, Hamburg/Neukirchen-Vluyn 1996, 51-79.

⁸ Siehe W. Sanders (Hg.), *Bischofsamt - Amt der Einheit*, München 1983, 133.

⁹ Zum Problem ausführlich: J. Brosseder/L. Klein/K. Raiser, *Theologie der Ökumene - Ökumenische Theoriebildung*, in: *Ökumenische Rundschau* 37 (1988) 205-221.

¹⁰ *Communio/Koinonia*. Ein neutestamentlich-frühchristlicher Begriff und seine heutige Wiederaufnahme und Bedeutung. Eine Stellungnahme des Instituts für Ökumenische Forschung, Strasbourg 1990; ebenso der in Anm. 9 genannte Beitrag.

¹¹ J. Brosseder, *Ökumenische Katholizität*, in: *Ökumenische Rundschau* 41 (1992) 24-39.

¹² F. Herzog/R. Groscurth (Hg.), *Kirchengemeinschaft im Schmelztiegel - Anfang einer neuen Ökumene?*, Neukirchen-Vluyn 1989.

¹³ Siehe J. Brosseder/H. Georg Link (Hg.), *Gemeinschaft der Kirchen - Traum oder Wirklichkeit?*, Zürich/Neukirchen-Vluyn 1993.

Leidenschaft für die Einheit

Joseph Moingt

Um welche Art von Einheit geht es bei der Kirche? Und woher könnte eine solche Einheit kommen? Aus welcher verborgenen inneren Quelle? Aus welchen fernen Horizonten? Noch vor einer Antwort ist wohl erst zu untersuchen, was zu dieser Frage drängt. Ja, welche *Leidenschaft* treibt uns denn um bei dieser Frage nach der Einheit? Ist es der Schmerz über einen selbstverschuldeten Mangel? Leiden wir unter einer Sünde, deren Wunde wir tragen und die wir als unsere eigene Sünde erkennen? Oder treibt uns ein Gefühl der Überlegenheit,

mit Ansprüchen durchsetzt, ein geheimer Wille zur Macht über jene Leute, von denen wir - und aus welchem Grunde eigentlich? - meinen, daß sie außerhalb der kirchlichen Einheit stünden? Was das Motiv auch sein mag, jedenfalls scheint es ein Vorverständnis zu kaschieren, daß man nämlich ein angeblich gültiges Einheitsmodell bevorzugt, dessen Mangel erfahren und dessen Wiederkehr ersehnt wird: ein verlorenes Gut, das in der Vergangenheit existiert haben soll - in welcher Form denn? - und das nun wieder zu schaffen wäre,

am besten so, wie es war; oder eine Vollkommenheit, die erworben oder aufgefunden, zweifellos teilweise neu erfunden werden müßte - doch in welcher Richtung soll man suchen? Eines ist klar: Jedes objektive Vorgehen auf der Suche nach einer Antwort auf die Frage nach der Einheit erfordert zuvor die Erhellung der subjektiven Problematik, in die hinein wir die Frage betten.

Ausgangspunkt sei folgender Gedanke: Wir würden die Einheit der Kirche nicht suchen, wäre sie uns nicht im voraus schon gegeben, freilich als zu erfüllende Aufgabe; was uns erfüllt, das ist eine *Leidenschaft* in dem vielfältigen Sinn eines mit Geduld zu ertragenden Leidens, einer Forderung, die wir zu befriedigen haben und die uns richtet, einer Dynamik, die uns stützt und nach vorne trägt, und einer Gnade als Gabe und nicht als Eigentum. Überprüft und bestätigt werden soll dieser Grundgedanke durch einen Blick auf den apostolischen Ursprung und dann auf die Vergangenheit der Kirche. Dieser wenn auch noch so rasche Blick muß die Beweggründe unserer Untersuchung reinigen und auch die sie antreibende *Leidenschaft*, zugleich damit aber auch die Gegenwart und die Zukunft der uns zugewiesenen Aufgabe klären sowie die Ziele und Mittel der zu erstellenden Einheit.

Die ganze Frage betrifft formell den Ökumenismus; trotzdem will ich mich in meiner Auseinandersetzung mit dem Problem auf den Boden der systematischen bzw. dogmatischen Theologie stellen. Das ist bescheidener, aber auch grundsätzlicher. Ich betrachte die Einheit der Kirche so, wie sie im Credo zusammen mit ihrer Heiligkeit ausgesagt wird, als eine jetzt schon gegenwärtige Gnadenwirklichkeit, ohne welche die

Kirche nicht die Kirche Christi wäre, Christi also, der ja selbst auch nur „einer“ ist. Die Einheit der Kirche ist freilich eine Gnadenwirklichkeit, deren Vollendung immer dem Wirken des Heiligen Geistes unterliegt und daher ständig Gegenstand der Hoffnung bleibt. Maßgebend für mich sind demnach die *notae* oder *dota* der Kirche: Güter der Kirche, doch keine Besitztümer, notwendige, doch niemals zu eigenen gewordene „Eigenschaften“. Diese entschlossen eschatologische Sicht wird uns gegen die Versuchung schützen, das Bedenken der Einheit und deren Suche auf rein juridischem Weg zu betreiben.

Der Beweis für die Tatsache, daß die Einheit der Kirche eine bereits empfangene und wieder zu empfangende Gabe, ein bereits bestehender und noch zu erreichender Zustand ist, bleibt das letzte Gebet Christi zu seinem Vater: „Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein.“ (Joh 17,21) Dieses *Gebet* ist der Erhöhung gewiß und bleibt dennoch ganz vom Willen des Vaters abhängig. Es ist ein Gebet als *Testament* im vollen Sinn des Wortes: Letzte Anordnung und letzter Wille des Sterbenden zugunsten,

Der Autor

Joseph Moingt, geb. 1915; 1939 Eintritt in die Gesellschaft Jesu; Dr. theol.; Professor für systematische Theologie an der Jesuiten fakultät Lyon-Fourvière, dann am Pariser Institut Catholique, z.Zt. an der Jesuiten fakultät Centre Sèvres, Paris; seit 1968 Leiter der „Recherches de Sciences religieuses“. Neueste Arbeit: *L'homme qui venait de Dieu*, CoFi 176, Paris 1993. Anschrift: 15 rue Monsieur, F-75007 Paris, Frankreich.

aber auch zu Lasten der Erben; es ist deren Erbschaftsantritt und Anzahlung künftiger Erwerbnisse. Die zahlreichen Ermahnungen zur Einheit, die der heili-

ge Paulus an seine Gemeinden richtet, lehren das gleiche: Die Einheit ist die Haupttugend, die die Christen zu üben haben, um „ein Leib“ zu werden; sie ist fortan dem Wesen der Kirche als „Leib Christi“ ursprunghaft *inhärente Eigentümlichkeit*. Das erweist die Einheit als eine zuinnerst bleibende Notwendigkeit der Kirche; sie ist ihr gegenwärtiges Statut und das Gesetz ihrer Zukunft, freilich ohne Vorwegnahme weder des Inhalts noch der Form dieser Einheit.

An ihrem Ursprung wird der Inhalt dieser Einheit zwar wesentlich, jedoch nur wenig detailliert bestimmt. Das läßt sich von den Evangelien und den Paulusbrieffen ausgehend in einer typisch paulinischen Formulierung in zwei Worte fassen: Die Einheit der Kirche ist „das Band des Glaubens und der Liebe“, das alle ihre Glieder „in einem Geist und in einem Leib“ versammelt. Jesus (be)ruft jene zu einem Leben in Einheit, die er selbst erwählt und die der Vater ihm anvertraut hat, jene, die sein Wort bewahrt haben und denen er den Vater geoffenbart hat, jene also, die an ihn geglaubt und von ihm eine neue Weise gelernt haben, an Gott zu glauben. Und dieses Gebot der Einheit kommt gleichermaßen zum Ausdruck im „neuen Gebot“ Jesu, einander zu lieben oder, wie Paulus kommentiert, füreinander zu sorgen wie die Glieder desselben Leibes. Dieser Glaubensinhalt läßt sich noch genauer darlegen; er wird in wiederholten und geradezu feststehenden Wortprägungen ausgesagt und in Unterweisung und Liturgie weitergegeben; hinzu kommen alle jene Aussagen über die Hoheitstitel Christi, die zweifellos normativen Wert besitzen, da sie sich in den verschiedenen Glaubensgemeinden jener Zeit wiederfinden. Es ist ebenfalls möglich, den

Inhalt der Liebe, die die Einheit der Kirche schafft, deutlicher auszusagen. Man kann zum Beispiel erklären, diese Liebe schließe die Anerkennung der apostolischen Autorität ein, den Gehorsam gegenüber den mit der Leitung der Gemeinden beauftragten Hirten, die eifrige Teilnahme an den gottesdienstlichen Versammlungen, die Sorge um das Gemeinwohl durch den Einsatz und die Achtung der Gnadengaben eines jeden, eine gewisse Organisation der Dienstämter zum gleichen Zweck. Alle diese Angaben sind wertvoll; sie zielen alle auf das für die Einheit der Kirche Wesentliche. Aber sie schreiben nicht vor, unter welcher institutioneller Gestalt, nach welchem Typ festgeschriebener Organisation diese Einheit zu erscheinen hat.

Es erscheint klar, so klar wie der Aufruf des Neuen Testaments zur Einheit im Glauben und in der Liebe selbst, daß in eben diesem Neuen Testament keinerlei Entwurf einer autoritären und geregelten Einigung der verschiedenen Wesenselemente der kirchlichen, doktrinalen, liturgischen oder hierarchischen Wirklichkeit zu finden ist. Jesus übergibt seinen Aposteln als „Testament“ weder ein Gesamt von Dogmen noch einen Gesetzes- oder Ritualkodex noch eine Machtorganisation; er überläßt ihnen nur seine Lehre vom Gottesreich („in Gleichnissen“) und den Auftrag, Zeugnis zu geben. Gewiß sorgen sich die Apostel um eine Organisation ihrer Gemeinden unter allen jenen Aspekten; aber diese bleibt einerseits lange Zeit nur keimhaft angelegt (wir wissen z.B. nichts über die Sakramentspraxis dieser Gemeinden), andererseits - und das ist besonders wichtig - findet sich keinerlei institutionalisiertes Einheitsgefüge dieser Gemeinden untereinander, während wir

heute gerade dieses Faktum an die erste Stelle setzen, wenn wir von Einheit der Kirche reden. Für den heiligen Paulus ist die „Kirche Christi“ in ihrer Einzigkeit und Totalität in jeder Kirche gegenwärtig, die sich versammelt, geeint im Band des Glaubens und der Liebe, und die mit den anderen Kirchen durch dasselbe Band verbunden ist, ohne daß sie das Bedürfnis empfindet, dieser Einzigkeit und Totalität eine organisierte „Form“ zu geben, ausgenommen durch die „Sorge“, die sie antreibt, unablässig von der einen zur anderen Kirche zu pilgern. Ich will damit keineswegs behaupten, daß die verschiedenen organisatorischen Elemente des gegenwärtigen Lebens der Kirchen ihre Berechtigung nicht durch manche evangeliumsgemäßen Lehren oder Praktiken der apostolischen Zeit abstützen könnten. Ich beschränke mich auf die Feststellung: Es gibt überhaupt kein Einheits„modell“, das von allem Anfang an festgestanden hätte.

Die darauffolgende Tradition der Kirche befaßte sich damit, diesem Mangel abzu- helfen - falls man mit diesem Wort einen Mangel an einigender Form meint. Tatsächlich machte sich ein solcher Mangel von der Zeit an fühlbar, als ein Bedürfnis nach umfassenderer und stärker autoritär organisierter Einheit entstand, und zwar aufgrund unterschiedlicher Glaubensauffassungen und wachsender Spannungen zwischen den christlichen Gemeinschaften. Man wollte jetzt also die Kirchen zu einer einzigen zusammenfassen. Zu diesem Zweck wurden einheitsfördernde Institutionen geschaffen: Glaubensbekenntnisse, „ökumenische“ Konzilien, dogmatische Definitionen, kirchenrechtliche Gesetzgebung, hierarchische Organisa-

tion usw. Doch zu alledem kam es nur zögernd und schrittweise.

In den Anfängen und noch jahrhundertelang zeigten die Christen überhaupt kein Verlangen nach einer organischen, sichtbaren und mittelbaren Form ihrer Einheit im Glauben und in der Liebe. Trotzdem lebten sie diese Einheit nicht weniger intensiv, und eben in einer weitverstreuten Form - im etymologischen Sinn des Wortes „katholisch“: Die überallhin verstreuten Christen wußten sich aus der gleichen apostolischen Wurzel entstanden, Ableger aus dem gleichen Sproß, wie Tertullian sich ausdrückte, Frucht der gleichen evangelischen Saat. Sie erwarteten vom Reich Gottes die vollkommene Krönung ihrer Einheit. Der Glaube an die „eine, heilige“ Kirche, wie ihn das sogenannte Apostolische Glaubensbekenntnis in seinem dritten Glaubensartikel vorlegt, dessen globale eschatologische Sicht in den ersten Jahrhunderten außer Zweifel stand, betrifft die irdische Kirche eigentlich nur im nachhinein; vielmehr blickt dieses Glaubensverständnis auf die Kirche droben, auf das himmlische Jerusalem (damals vermutlich als ein präexistenter Äon verstanden), auf eine Kirche, in der sich die Christen der „Endzeit“ durch ewige Erwählung zum Eintritt am „Letzten Tag“ „berufen“ wußten. Der Übertrag der Eigenschaften der himmlischen Kirche auf die irdische Kirche (das geschah vom 4. Jahrhundert an und unter dem Druck der Schismen, des Donatismus vor allem, sicher schon früher) kann - muß aber nicht - als Zeichen eines einsichtigeren Glaubens an die Implikationen der Menschwerdung verstanden werden. Der sichtbare Aufweis der Einheit der Kirche wie auch ihrer Heiligkeit ist mehr zu erhoffen als zu

erbauen; und hinter dem hartnäckigen Willen, so bald und so vollkommen wie möglich dieses Ziel zu erreichen, kann sich sehr wohl ein Mangel an eschatologischer Hoffnung verbergen, ein Mangel aufgrund einer Vergötzung der Sichtbarkeit.

Der Wille, die bislang (in unterschiedlichem Ausmaß) unabhängigen und eifersüchtig auf ihre Autonomie bedachten Kirchen - eine oft als Zeichen der Apostolizität verstandene Autonomie - in sichtbarer Gestalt einer geschlossenen Einheit, einer *oikouménè* also, darzustellen, dieser Wille wurde immer deutlicher, besonders im 4. Jahrhundert. Jetzt versammelten sich nämlich die ersten „ökumenisch“ genannten Konzilien. Man kann diesem Unternehmen der Einigung, das sich über mehrere Jahrhunderte hinziehen wird, nur bedingt zustimmen.

Es war die Epoche, da sich dem Christentum die noch nie erträumte Aussicht eröffnete, die Religion des Kaiserreiches zu werden. Damit entfernte es sich mit einem Schlag von der eschatologischen Erwartung seiner Anfänge und suchte sich nach Art irdischer Reiche dauerhafter und fester in der Zeit zu verwurzeln, was im Stil gerade dieser Reiche geschah und damit unvermeidlich die Gegenseitigkeit einander geleisteter und noch zu leistender Dienste zur Folge hatte. Die Vereinheitlichung, um nicht zu sagen Gleichschaltung der Glaubensbekenntnisse und der unterschiedlichen religiösen Praxis; der Gehorsam gegenüber Beschlüssen von allgemeiner Tragweite, die oftmals in fernen Verwaltungszentren und manchmal auf Kosten altehrwürdiger lokaler Traditionen gefaßt worden waren; die Organisation der Ortskirchen in hierarchisch zentralisier-

ten Verwaltungsgefügen - alles das waren gewiß nützliche Maßnahmen. Sie dienten der Einheit einer Kirche, die sich nun nach den Dimensionen eines universal sein wollenden Kaiserreiches richtete. Sie dienten aber auch dem Kaiserreich selbst, das solche Maßnahmen oft seinerseits aufdrängte oder sie unterstützte, was nie ohne teure Gegenleistungen geschah. Es waren Maßnahmen, die vielleicht die Ausbreitung des Christentums förderten (der christliche Glaube hatte aber nicht auf die Hilfe des Kaiserreiches gewartet, um sich unter den sogenannten „Barbaren“ auszubreiten!); doch letzten Endes waren diese Maßnahmen eher auf die Sichtbarkeit und politische Struktur der Kirche gerichtet als auf die Ausstrahlung des Evangeliums inmitten der Glaubensgemeinden, wenn nicht gar der Welt selbst.

Fortschritte also, gewiß, aber zweifelhafte Fortschritte, betrachtet man ihre Kehrseite: Kaum eine dieser Maßnahmen konnte es verhindern, daß ihretwegen Widerstände von Parteien entstanden, Rivalitäten zwischen den Bischofsitzen, Spaltungen unter den Kirchen und schließlich Schismen, von denen viele heute noch weiterdauern. Die Einheit wurde geschaffen, aber mit Hilfe von Ausschlüssen und Beschneidungen, mit dem Ergebnis einer „Zerstückelung“ der Ganzheit. Am Ende entstand eine gewisse regionale „Katholizität“ auf Kosten der ökumenischen Weite. Zweifellos gewann aus dem erbitterten Ringen um „Rechtgläubigkeit“ der Glaube an Reinheit und Einsicht, wenigstens bis zu einem bestimmten Punkt; die Liebe aber trug ihre Wunden davon; sie haben sich heute noch nicht geschlossen. Wo die Liebe nicht im gleichen Maße wie der

Glaube wächst, kann es keinen wirklichen Fortschritt in der Einheit geben.

Dieser Überblick über den Ursprung, als die Einheit der Kirche noch einzig, aber auch unbegrenzt aus der von der Liebe genährten Glaubenssaat erwuchs, und über die nähere Vergangenheit, als diese Einheit anfang, sich in die Gestalt einer autoritären Totalität zu verwandeln, jedoch in dem Maße auseinanderbrach, wie sie fester und allgemeiner werden wollte – dieser Überblick also muß uns lehren, daß die *Leidenschaft* zur Einheit nicht irgendein politischer Wille sein darf, jenem ähnlich, durch den sich die Nationen oder Staaten bilden. Jesus hatte seine Jünger wiederholt vor dieser Versuchung gewarnt. Und die Mißlichkeiten und Enttäuschungen der Kirche im Laufe ihrer Geschichte sollten ihr die Träume verbieten, deren Zauber sie erliegen konnte, oft aus guten Beweggründen übrigens.

Die Einheit der Kirche als eine Sammlung aller Christen in einer zentralisierten Institution unter einer einzigen Befehlsinstanz ist als solche von keinem Gesetz des Evangeliums gefordert und hat auch nie anders als in Fragmenten existiert. Unter bestimmten geschichtlichen Gestaltungen der Gesellschaft hat dieses politische Modell als ein Mittel erscheinen können, die ideale Form der Einheit zu erreichen. Sein wiederholtes Scheitern macht uns heute eher skeptisch; wir ermessen besser den Widerstand der Kulturen gegen die vielfachen Formen von Imperialismus. Man hatte die Ansicht vertreten, dieses Modell verwirkliche am besten den Willen Christi, alle seine Schäflein in einem einzigen Schafstall unter der Obhut eines einzigen Hirten zu versammeln. Das ist nur eine der möglichen Interpretationen ei-

ner Allegorie; man zögert, sie den modernen Christen als Gehorsamsideal anzubieten. Der heilige Cyprian konnte die monarchische Form der Kirchen seiner Zeit als das *sacramentum* der trinitarischen Einheit darstellen. Das galt nur für die Ortskirchen und schloß ihre Unterordnung unter irgendeine äußere Autorität aus. Indem die römische Kirche die größte Anzahl der Christen unter der reinsten monarchischen Form zusammenzufassen suchte, verstand sie sich lange Zeit als die einzige Kirche Christi, der sich alle anderen Christen auf der Welt anzugliedern hätten. Sie hat sich auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil darüber Gedanken gemacht. Sie hat sich von der Ideologie der *societas perfecta* gelöst. Sie ist aus der Isolierung herausgetreten. Sie hat das (wenigstens potentielle) Kirchesein der anderen christlichen Bekenntnisse anerkannt. Sie hat sich selbst als „pilgerndes“ Volk mitten unter den anderen verstanden, als *Ecclesia semper reformanda*. Das bedeutete keinen Verzicht auf die Einheit. Das war und ist vielmehr die Einladung an alle, dem Streben nach Einheit neue Wege zu bahnen.

Denn das Gebot Christi hört nicht auf, in uns die *Leidenschaft* zur Einheit anzufachen, eine *Leidenschaft*, die sich nicht mit Täuschungen und billigen Maßnahmen zufrieden geben kann. Es geht alles in allem um die Erkenntnis, durch welche Mittel wir am sichersten und am weitesten auf diesem Weg vorankommen. Wer meint, die einheitliche Form der Autorität sei für einen einheitlichen Glaubensdiskurs notwendig, der läßt sich wieder vom Prestige des monarchischen Ideals blenden und verwechselt die Einheit des Glaubens mit der Einheit des Diskurses. Die Einheit des Diskur-

ses als einer begrifflichen Systematik wird wie für jeden anderen Belang auch für den Glauben durch die Kultur geschaffen. Die kritische Relektüre der Dogmengeschichte zeigt, daß die Einheit des Glaubens am häufigsten auf dieser Ebene der von den meisten Gläubigen gar nicht verstandenen dogmatischen Darlegungen auseinanderbrach, während doch ihr Glaube selbst unberührt blieb. Wollte man mit dieser Elle messen, wieviele Katholiken würden dann heute zu dieser Einheit der Kirche zählen? Aber vom Glauben der *simplices* von einst - der „Armen“ von heute - sprach man anders. Ist es recht, ein strengeres Maß anzulegen an den Glauben der anderen Christen, die man außerhalb dieser Einheit wähnt, nur weil sie einem anderen Glaubensdiskurs folgen?

Noch bevor der Glaube Zustimmung zu einem dogmatischen Gefüge darstellt, ist er ein Gang durch das Evangelium im Hören auf Jesus, das Ereignis einer Begegnung mit ihm, das Vertrauen in ihn als den Retter, die Ahnung des einzigartigen Bandes, das ihn mit Gott eint; er ist die Erfahrung des Heiligen Geistes in der Teilnahme an der Existenz anderer Christen, Teilnahme an ihrem sakramentalen Leben, geduldiger Dialog mit ihnen, der die Glaubenseinsicht fördert, mehr noch, gemeinsames Darleben der evangelischen Gebote. In erster Linie auf dieser Stufe muß die Einheit im Glauben gesucht werden, eine Einheit, die ihre Wurzeln in der Liebe hat; sie drängt sich nicht zuvörderst in Form eines Diskurses auf, der von außen oder von oben befohlen wird; sie wächst vielmehr in einer Gemeinschaft des Glaubens, des Lebens und der Liebe. Der *sensus fidei* bildet sich an der Basis in der Gemein-

schaft der Gläubigen untereinander. Will man die Einheit aller christlichen Bekenntnisse wiederherstellen oder ausweiten, so muß der Dialog unter den Christen auf allen Ebenen geschaffen oder erweitert werden, und zuerst in der Form dieser grundlegenden Liebe; sie ist die Anerkennung ihrer Identität als Christen unter der vielfältigen Gestalt ihres Diskurses. Der theologische Diskurs ist von dieser Aufgabe nicht ausgeschlossen, im Gegenteil, er stellt sich in den Dienst dieser *communicatio* unter Gläubigen, der *propositio* des Glaubens, noch bevor er sich zum Sprachrohr eines Magisteriums macht.

Doch die Aufgabe, die Einheit der Kirche herzustellen, läßt sich nicht in ihren, selbst „ökumenischen“, Grenzen halten. Die Erfahrung zeigt: Wenn man zuviel von Einheit redet, zerstört man sie eher, als daß man sie schafft. Die Christen wirken am sichersten für die Einheit der Kirche, wenn sie etwas gemeinsam tun, das nicht bloß ein innerkirchlicher Dienst bleibt, sondern ein Beitrag zur Einheit aller Menschen auf dieser Erde wird. Christus ruft alle Menschen, alle Völker der Erde in seine Kirche. Das hat das Zweite Vatikanum verstanden. Das ist auch der Grund, warum die Kirche niemals weder die vollkommene noch die endgültige Form ihrer Einheit in der Weltzeit finden kann. Um Christus als Bruder aller und Gott als Vater aller Menschen zu verkünden, kann sich die Kirche nicht auf den Glaubensdiskurs beschränken; sie muß diesem die Sichtbarkeit eines Zeugnisses der Liebe geben, sie muß sich in den Dienst an der Welt stellen, wie das im Zweiten Vatikanischen Konzil auch zur Aussage kam. Die Christen müssen wirken für den Frieden und die Befreiung der Völker,

für die Förderung der Würde der menschlichen Person, für die Rechte und die Freiheit der Menschen, für die Gleichheit in der Teilnahme an den Gütern der Erde – das ist ihre Aufgabe, und zu dieser Aufgabe müssen sich die Christen zusammenschließen. Dadurch, daß sie gemeinsam an der Einheit der Welt mitwirken, wird auch ihre eigene Einheit

wachsen. Die Einheit der Kirche wird in der geschwisterlichen Gemeinschaft der Völker und der Menschen zustande kommen: Die *Leidenschaft* für die Einheit der Kirche ist gleichzeitig die Arbeit an einer menschenwürdigeren Welt.

Aus dem Französischen übersetzt von Arthur Himmelsbach

Die Einheit in der Kirche für die Einheit der Menschen

Giuseppe Ruggieri

Anfänge eines neuen Verständnisses

In seinen berühmten „Gedanken zum Tauftag von Dietrich Wilhelm Rüdiger Bethge“ hat Dietrich Bonhoeffer erklärt, er sei überzeugt, daß die Christen wieder einmal wie schon in den Anfängen ihrer Geschichte beginnen müßten, die Bedeutung der großen Worte ihrer Tradition neu zu verstehen, da sie den Menschen seiner Zeit schwer verständlich und fremd geworden seien. Und er sagte voraus: „Der Tag wird kommen..., an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, daß sich die Welt darunter verändert und erneuert.“¹

Als Bonhoeffer diese Gedanken formu-

lierte, war er vor allem bewegt von dem Leiden an der Unfähigkeit der Menschen, Worte zu sprechen, die aktuell bedeutsam gewesen wären und denen es gelungen wäre, die Menschen angesichts des großen Aufmarsches des Bösen und der nazistischen Unmenschlichkeit aufzurütteln. Heute haben wir eine ganz andere Situation. Wir machen wie Bonhoeffer die Erfahrung, daß wir beginnen müßten, uns um ein neues Verstehen zu bemühen, aber aus ganz anderen Gründen als den seinen. Die Barbarei unserer Zeit ist nicht die des Nazismus. Aber so wie damals gibt es überall in der Menschheit auch heute wieder Zeichen der Gewalt unterschiedlicher Herkunft: Ethnische, religiös-fundamentalistische und wirtschaftliche